

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 72 (2016)
Heft: 2

Artikel: Spiritueller Manager oder Rabbi? : Zielkonflikte theologischer Bildung
Autor: Plüss, David
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-877721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spirituellder Manager oder Rabbi? –

Zielkonflikte theologischer Bildung

Bildung versus Ausbildung

Die Tauglichkeit einer akademischen theologischen Bildung für das Pfarramt in der Landeskirche wird in der Deutschschweiz seit einigen Jahren leidenschaftlich und kontrovers diskutiert. Für die einen ist ein Theologiestudium an einer staatlichen Universität zu praxisfern. Die erworbenen Kenntnisse und methodischen Fertigkeiten – philologische und historiographische, systematisch-theologische und sozialwissenschaftliche – scheinen ihnen für die professionelle Bewältigung pastoraler Aufgaben nur von geringer Bedeutung. Gefordert werden alternative Zugänge zum Pfarramt etwa über Fachhochschulen oder freikirchlich geprägte Ausbildungsstätten, an denen mehr pastorales Praxiswissen vermittelt wird. Oder es werden pastorale Kompetenzen definiert und von den Synoden verabschiedet, die denkbar weit entfernt sind vom Fächerkanon der theologischen Fakultäten: Wer am Ende seiner theologischen Ausbildung angelangt ist, soll in erster Linie fähig sein, *glaubwürdig zu leben, Lösungen zu entwickeln, Beziehungen zu gestalten, Ergebnisse zu erbringen und Einfluss zu nehmen*.¹ Dafür seien unterschiedliche Kompetenzen zu erwerben: spirituelle und pastoraltheologische, persönlichkeitspsychologische und hermeneutische, Fähigkeiten des Selbstmanagements und der Kreativität, der Empathie und der Konfliktbewältigung, der Planung und der Leitung, der Repräsentation und der Kommunikation. Alle diese Kompetenzen basieren auf Kenntnissen und Fertigkeiten, die indessen nur zu einem sehr kleinen Teil an theologischen Fakultäten erworben werden können. Mit einem solchen Kompetenzmodell driften das universitäre Studium und die praktische Ausbildung noch stärker auseinander als bisher.

Andere legen Wert darauf, zwischen dem akademischen Theologiestudium und der Pfarrausbildung kategorial zu unterscheiden. Das Studium vermittele

1 Damit werden im Kompetenzstrukturmodell der Konkordatskonferenz der reformierten Kirchen der Deutschschweiz die *fünf Dimensionen* des pastoralen Leitbilds bezeichnet, denen zwölf Standards zugeordnet sind. Vgl. dazu URL: https://www.bildungkirche.ch/dokumente/Gesamtcurriculum/Standards_kirchliche_Ausbildung021213def.pdf (Zugriff am 29.03.2016).

eine breite und grundlegende *theologische Bildung*. Sie stehe allen offen, unabhängig von Konfession, Weltanschauung und Motivation. Die *pastorale Ausbildung* derjenigen, die später als Pfarrerinnen und Pfarrer arbeiten wollten, erfolge hingegen im Rahmen des Vikariats, das von den Kirchen zu verantworten sei und ganz und gar auf die kirchlichen Handlungsfelder auszurichten ist. Um in einer sozial und religiös vielfältigen Kirchgemeinde kompetent arbeiten zu können, um religiös und theologisch polyglott und hermeneutisch versiert zu sein – so die Befürworter des herkömmlichen Modells –, soll die theologische Bildung breit sein und nach wissenschaftlichen Standards sowie im Austausch mit anderen an einer Universität versammelten Disziplinen erfolgen. Der kategoriale Unterschied zwischen Universität und Kirche, zwischen theologischer Bildung und pastoraler Ausbildung wäre demnach kein garstiger Graben, sondern als eine zwar herausfordernde, oft irritierende, aber konstitutive und produktive Spannung innerhalb einer pastoralen Bildungsgeschichte zu begreifen.²

Ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt, dass diese Diskussion nicht neu ist, sondern die Praktische Theologie als wissenschaftliche Disziplin von Anfang an durchzieht und prägt. So hat der liberale Praktische Theologe *Paul Drews* (1858-1912) um die Wende zum 20. Jahrhundert gefordert, Homiletik und Liturgik, Seelsorge und Religionspädagogik aus dem akademischen theologischen Curriculum zu entfernen und in die Predigerseminare zu verschieben. An theologischen Fakultäten seien stattdessen religiöse Volkskunde, Religionssoziologie und Religionspsychologie zu treiben und zu vermitteln.³ Denn, so die Analyse Drews', die Kirche und ihre Pfarrer seien ihrer Zeitgenossenschaft verlustig gegangen und hätten kaum noch Kenntnis von den Nöten und Hoffnungen, von den Sinnfragen und der Religiosität der Menschen, an die sie sich mit ihren Predigten und ihren Unterweisungen, mit ihrer Seelsorge und ihrer Diakonie richteten. Eine Analyse, die fast im Wortlaut im

2 So zum Beispiel in der Berner Lernvikariatsverordnung von 2002, in der in Art. 2,2 die «Verbindung von wissenschaftlicher Theorie, kirchlicher Praxis und persönlichem Glauben» als eines der Ziele des Lernvikariats bestimmt wird (vgl. http://www.refbejuso.ch/uploads/tx_docmgr/51-310_Lernvikariatsverordnung_151217.pdf, Zugriff am 08.04.2016)

3 Vgl. P. Drews: *Das Problem der Praktischen Theologie*. Zugleich ein Beitrag zur Reform des theologischen Studiums, Tübingen 1910; P. Drews: «Religiöse Volkskunde», eine Aufgabe der Praktischen Theologie (1901), in: F. Wintzer (Hg.): *Seelsorge. Texte zum gewandelten Verständnis und zur Praxis der Seelsorge in der Neuzeit*, München 1988, 54-61.

Rahmen der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD oder etwa der Zürcher Milieu-Studie zu den gegenwärtigen Lebenswelten zu lesen ist.⁴

Die Praktische Theologie wird von Drews als *Wahrnehmungswissenschaft* konzipiert, die ihre «religiöse Volkskunde» indes nicht als rein akademische Disziplin betreibt, sondern in den Dienst sowohl einer fruchtbaren kirchlichen Tätigkeit als auch einer akademischen Theologie stellt, die keine Fragen beantwortet, die niemand stellt. Drews Programmschrift war ein Fanfarenstoss und initiierte einen Paradigmenwechsel, der sich allerdings erst im Rahmen der sogenannten «empirischen Wende» in den 1960er Jahren auf breiter Front durchzusetzen begann.⁵ Die klassischen praktisch-theologischen Disziplinen in die Predigerseminare zu verbannen, gelang Drews jedoch nicht.

Dieser Rückblick verdeutlicht, dass es sich bei den anfangs geschilderten Positionen weder um neue noch um alternative Konzepte handelt, die sich ausschliessen, sondern um Eckpunkte oder Positionen in einem Spannungsfeld, die immer wieder neu bestimmt und aufeinander bezogen werden müssen, je nach gesellschaftlichem, kulturellem und kirchlichem Umfeld.

Vor fast zwanzig Jahren hat *Albrecht Grözinger* eine Profilierung des Pfarramtes in die pastoraltheologische Debatte eingebracht, die Drews Weichenstellung übernimmt, aber in deutlichem Kontrast steht zum vorgestellten Kompetenzstrukturmodell aus Zürich.⁶ Er interpretiert das Pfarramt als *Amt der Erinnerung*. Der Pfarrer als der «grosse Kommunikator» hat nach Grözinger ausgedient: «Der Pfarrer, die Pfarrerin als Prediger und Seelsorgerin, aber auch als Herr und Meisterin der Schlüsselgewalt des Gemeindehauses, die Präsenz beim Kaffeeausschenken am Seniorennachmittag, das Ohr am Telefon, das Auge auf das Fax-Gerät gerichtet»⁷ sei kein taugliches pastorales Leitbild für unsere Gegenwart. Als hätte er die Standards des Kompetenzstrukturmodells

4 Zur Zürcher Milieu-Studie vgl. R. Diethelm / M. Krieg (Hg.): *Lebenswelten. Modelle kirchlicher Zukunft – Orientierungshilfe*, Zürich 2012.

5 In Bern waren es zudem die Erfahrungen des 1. Weltkrieges, die in der Synode und dann auch an der Fakultät zu heftigen Diskussionen über die Gestalt des Theologiestudiums führten mit der Forderung nach anderen Fächern bis hin zur Forderung eines Predigerseminars, das im alten Pfarrhaus von Hindelbank eingerichtet werden sollte. Vgl. K. Guggisberg: *Bernische Kirchenkunde*, Bern 1968, 294ff., zum Predigerseminar 263.

6 A. Grözinger: *Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft*, Gütersloh 1998, 134-141.

7 Ebd., 139.

der Konkordatskonferenz vor Augen, schreibt er: «*Die Menschen der Postmoderne suchen im Pfarrer, in der Pfarrerin nicht den grossen Kommunikator, sondern den Interpreten, die Interpretin der biblisch-christlichen Tradition in jeweils bestimmten lebensgeschichtlichen Kontexten* [Kursivsetzung durch AG]. Das Pfarramt gewinnt für diese Menschen seine Bedeutung nicht in der Kommunikation, sondern im besonderen Profil der Tradition, für das es steht. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen nicht die besseren oder schlechteren Moderatoren sein, nicht die besseren oder schlechteren Manager, nicht die besseren oder schlechteren Show-Master, sondern sie müssen einstehen für eine bestimmte Tradition»⁸. Das Pfarramt ist nach Grözingen ein durch und durch *intellektuelles Amt*. Die Pfarrerin benötige denn auch eine «Studierstube», kein «Büro». Sie sei, «ähnlich dem Rabbinat in der jüdischen Gemeinde» in erster Linie um die Pflege der Tradition in «Lehre und Seelsorge» bemüht.⁹ Andere Aufgaben innerhalb einer Gemeinde könnten und sollten auf andere Schultern verteilt werden.¹⁰

Im Unterschied zum denkbar weit gefächerten Kompetenzstrukturmodell des Konkordats plädiert Grözingen für eine klare Fokussierung und deutliche Begrenzung der Aufgaben des Pfarramtes. Während die Traditionsbezüge im Kompetenzmodell nahezu ausfallen, stehen diese bei Grözingen im Zentrum, stellen so etwas wie die orientierende Mitte und die «Kernkompetenz» des Pfarramtes dar. Dabei wird der Traditionsbezug gerade nicht mit der Zeitgenossenschaft kontrastiert, sondern kommt allein durch eine immer neue Vergegenwärtigung und Fortschreibung zu seinem Recht und seiner Geltung. Die normative Tradition der Bibel und des Christentums bedarf nach Grözingen der immer neuen Interpretation, um ihr humanisierendes und befreiendes Potential entfalten zu können. Voraussetzung für eine aktuelle Interpretation ist indes die hellwache Zeitgenossenschaft, womit wir wieder bei Drews religiöser Volkskunde angelangt sind, die von Grözingen um den biblisch-christlichen Gedächtnisraum erweitert und an ihm orientiert wird.

Grözingers Amt der Erinnerung ist, wie deutlich geworden sein dürfte, ein charmanter, weithin plausibler und jedenfalls anregender Typus. Dieses Leitbild ist allerdings, wie jeder Typus, einseitig. Grözingen hat sich in seinen vielfältigen

8 Ebd., 139; Kursivsetzung durch AG.

9 Ebd., 141.

10 Zur Begründung könnte auf Johannes Calvins Ekklesiologie und Ämterlehre verwiesen werden, was Grözingen allerdings nicht tut.

Schriften bei Weiten nicht nur mit Erinnerung und Tradition befasst, sondern mehr noch mit der sensiblen Wahrnehmung der gelebten Religion und der post-modernen Gegenwart, aber auch mit Kompetenzen der Kommunikation, mit Rhetorik und Sprechakttheorie, mit Produktions- und Rezeptionsästhetik. Und der von ihm stilisierte Rabbi wäre romantisch überzeichnet, wenn man ihn sich nur hinter dicken Talmud-Folianten in einer internetfreien Studierstube vorstellte und nicht auch in vielfältigen und komplexen Prozessen der Gemeindeleitung und der Kommunikation, des Selbst- und Konfliktmanagements. Dem Kompetenzstrukturmodell des Konkordats kommt denn auch das Verdienst zu, eine zuweilen abgehobene pastoraltheologische Debatte an die Erfordernisse des gemeindlichen Alltags zu erinnern und sie dadurch zu erden. Produktiv wird diese Spannung indes nur dann, wenn sich beide Seiten von der je anderen in Frage stellen und belehren lassen.

Im Folgenden soll nun versucht werden, die Zielkonflikte theologischer Bildung am Beispiel des *Berner Praktischen Semesters* zu konkretisieren, dieses als exemplarische didaktische Scharnierstelle zwischen Bildung und Ausbildung zu profilieren.

Verkirchlichung der Wissenschaft?

Bei der Einführung des *Praktischen Semesters* (im Folgenden PS) gab es in der Berner Theologischen Fakultät, aber auch gegenüber der Universitätsleitung heftige Widerstände zu überwinden und prinzipielle Bedenken auszuräumen.¹¹ Denn im Unterschied zum *Ekklesiologisch-praktischen Semester*, das die Theologiestudierenden in Basel und Zürich für die Zulassung zum Vikariat absolvieren müssen und das von den Kirchen verantwortet wird, ist das Berner PS integraler Bestandteil des universitären Studiums und wird in einem regulären akademischen Semester studiert. Mit dem PS verlängert sich das Studium um keinen Tag. Allerdings zu einem nicht geringen Preis. Denn das PS ist kein Praktikum, das, wie in Zürich und Basel, von Einführungs- und Auswertungstagen flankiert und mit einem kleinen Bericht abgeschlossen wird, sondern ein akademisches Semester mit einigen Grundkursen und Tutorien, die wöchentlich stattfinden und für die sich die Studierenden mit Lektüre und eigenen Beiträgen wöchentlich vorbereiten müssen.

11 Zum Berner Praktischen Semester vgl. das Themenheft «Verschränkung. Zwanzig Jahre Praktisches Semester an der Universität Bern», in: Konstruktiv – Theologisches aus Bern, Beilage zur Reformierten Presse 39 (2015).

Die Bedenken von Fakultätsmitgliedern und der Universitätsleitung waren einerseits prinzipieller, andererseits konkreter Natur. Die konsequente Integration praktischer Anteile in ein akademisches Studium war für viele kaum auszudenken.¹² Die grössere Herausforderung liegt allerdings darin, dass für das Praktikum in der jeweiligen Gemeinde, in einem Betrieb oder in einer diakonischen Einrichtung einige Kreditpunkte investiert werden müssen, die dem akademischen Studium abgehen. Und da im Bologna-System Theologie in zehn Semester studiert werden kann – und in Bern von vielen auch tatsächlich studiert wird –, ergibt sich daraus eine erhebliche Verdichtung und Verschuhlung des übrigen Bachelor-Studiums. Die Möglichkeiten, eigene Schwerpunkte zu setzen, thematische Interessen innerhalb der Theologie oder in anderen Fächern zu vertiefen, der wissenschaftlichen Neugierde Raum zu geben oder in aller Freiheit nach Lust und Laune zu studieren, sind damit beschnitten.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen: Waren die Widerstände und Bedenken bei der Einführung des PS berechtigt? Ist das PS als integraler Bestandteil des Theologiestudiums ein taugliches Modell, um den Praxisbezug der Theologie zu verbessern? Wird damit das akademische Studium nicht allzu sehr beschnitten, Bildung und Ausbildung vermischt und ein reguläres Universitätssemester zumindest teilweise verkirchlicht?

Diese Schwierigkeiten und Gefahren gilt es zu beachten, gewiss. Es gilt, sie immer wieder ins Auge zu fassen, zu analysieren und nach Mitteln und Wegen zu suchen, sie zu reduzieren. Gleichzeitig ist zu sagen, dass sich das Berner PS seit seiner Einführung in vielerlei Hinsicht bewährt hat, die gesteckten Ziele mehrheitlich erreicht und die Studierenden wie die Verantwortlichen grösstenteils überzeugt.

Worin würde eine Verkirchlichung des Studiums bestehen? Doch wohl am ehesten darin, dass pfarramtliche Themen die akademische Ausbildung engführten und ein pragmatisches Nutzenkalkül das Studieninteresse kanalisierte. Von beidem ist das Berner Curriculum – wie auch dasjenige von Basel oder

12 Die Universitätsleitung vertrat nach Einführung des Bologna-Modells zudem den Standpunkt, dass *ECTS*-Kreditpunkte nur für Studienleistungen vergeben werden können, die von ausreichend qualifizierten und von der Universität damit betrauten Lehrpersonen angeleitet und überprüft werden. Beim Berner PS wird dieser Vorgabe dadurch Rechnung getragen, dass die entsprechenden Praktikumsteile – die Seelsorge, die Religionspädagogik, der Gottesdienst – in die entsprechenden Module integriert und mit den entsprechenden Grundkursen und Tutorien überprüft werden.

Zürich – weit entfernt. Die Herausforderungen sind anderer Natur. So haben sich die theologischen Disziplinen seit etwa hundert Jahren stark ausdifferenziert. Dies führt dazu, dass sich eine Fachvertreterin in den aktuellen Debatten benachbarter Disziplinen kaum noch auskennt und eine themenbezogene, disziplinübergreifende theologische Synthese von ihr nicht geleistet werden kann. Wenn eine solche erfolgen soll – etwa im Rahmen einer Masterarbeit oder einer Homiletikarbeit –, wird sie den Studierenden aufgebürdet. Um theologische Grundbegriffe wie *Sünde* oder *Glaube* oder *Auferstehung* für Jugendliche im kirchlichen Unterricht oder für Seniorinnen in einem Pflegeheim in verständlicher und relevanter Weise zu erläutern, sind sie allerdings genötigt, biblische Befunde, theologische Grundsätze und aktuelle, aussertheologische Diskurse – etwa psychologische, soziologische, kommunikationstheoretische – aufzugreifen und produktiv aufeinander zu beziehen. Mit dieser zwar spannenden, aber durchaus kniffligen Aufgabe werden sie im herkömmlichen Fächerstudium weitgehend allein gelassen. Das Berner PS stellt mehrere Gefässe bereit, in denen disziplinübergreifendes und auf konkrete Fragen und Fälle bezogenes theologisches Denken angeregt, begleitet und kritisch reflektiert werden kann. Dadurch erhält das ausdifferenzierte akademische Studium konkrete Ankerstellen und Fragehinsichten, wird geerdet und vom Kopf auf die Füße gestellt.

Eine zweite Herausforderung besteht darin, dass viele Theologiestudierende nicht mehr kirchlich sozialisiert sind. Die kirchliche Jugendarbeit ist vielerorts weggebrochen. Viele Studierende sind entweder kirchenfern aufgewachsen oder bringen einen freikirchlichen oder römisch-katholischen Erfahrungshintergrund mit. Die Herausforderungen, die sich daraus sowohl für das akademische Studium als auch für die kirchliche Ausbildung ergeben, sind beträchtlich. Vor diesem Hintergrund stellt das *Praktische Semester* eine gute Möglichkeit dar, mit der Kirche in Gestalt einer konkreten Kirchgemeinde in einen intensiven und vielfältig reflektierten Kontakt zu treten.

Die dritte Herausforderung ist wiederum prinzipieller Natur. Unser Ausbildungssystem – akademisches Studium auf der einen und kirchliche Ausbildung in Gestalt von Praktika und Vikariat auf der anderen Seite – ist historisch gewachsen und hat unbestreitbare Vorzüge. Allerdings handelt es sich, wie oben bereits dargelegt, um ein spannungsvolles Modell. Denn Universität und Kirche stellen eigene Welten mit je eigenen Rationalitäten dar. Und sie prägen einen unterschiedlichen Habitus des Denkens, Lernens und Handelns aus. Die Herausforderung besteht vor allem darin, diese Welten produktiv aufeinander

zu beziehen und auszuhalten, dass sich immer wieder Vorbehalte und Vorurteile, Missverständnisse und Ressentiments einstellen. Dennoch bewegen sich die Theologie im Allgemeinen und der Pfarrberuf im Besonderen exakt auf dieser Grenze zwischen akademischer Reflexivität und gemeindlicher bzw. gesellschaftlicher Wirklichkeit. Eine Grenze, die zuweilen zum ausgesetzten Felsengrat mutiert, der erklettert und überwunden werden muss.

Wiederum stellt das PS meines Erachtens eine gute Möglichkeit dar, sich dieser Spannung bewusst zu werden und Ansätze einer Strategie zu entwickeln, um in produktiver Weise mit ihr umzugehen. Denn diese Spannung stellt nicht nur eine Herausforderung, sondern auch eine unerschöpfliche Quelle sowohl für die pfarramtliche als auch für die akademische Tätigkeit dar.

Didaktische Scharnierstelle

Das Berner Praktische Semester stellt eine didaktische Scharnierstelle dar, die dazu beiträgt, die Differenz zwischen akademischer Bildung und kirchlicher Ausbildung (und Praxis) nicht zu einer gefährlichen Stromschnelle anwachsen zu lassen, die viele zum Kentern bringt, sondern als produktive Spannung zu gestalten. Damit dies gelingt, ist es allerdings unabdingbar, dass Lernende auf ihren Lernwegen kompetent begleitet, Fragen und Irritationen zeitnah artikuliert und bearbeitet werden. Und zwar nicht mit dem Ziel, die Studierenden für den pastoralen Dienst auszubilden oder vorhandene pastorale Fertigkeiten zu verbessern, sondern um ihre Fragen und Irritationen in die theologischen Diskurse einzubringen, diese mit aktuellen Problemlagen aus den Gemeinden und der Gesellschaft herauszufordern und die Fähigkeit der Studierenden, virulente Gegenwartsfragen theologisch gründlich zu reflektieren, zu verbessern. Das Praktische Semester soll der theologischen Bildung, nicht der pfarramtlichen Ausbildung dienen. Allerdings dient es der theologischen Bildung dann am meisten, wenn es die intellektuellen, persönlichkeitsbezogenen und performativen Anforderungen an die kirchlichen Funktionseliten verdeutlicht und mit dem ausdifferenzierten theologischen Fächerkanon zu verknüpfen vermag.¹³

Grundsätzlich gilt: Das Verhältnis von Theorie und Praxis ist – mit Friedrich Schleiermacher, Karl Barth und vielen anderen – als ein für die Theologie

13 Zu den intellektuellen, persönlichkeitsbezogenen («Authentizität») und performativen Grunddimensionen des Pfarramtes vgl. D. Plüss: Der Pfarrberuf zwischen Zeitgeist und Zeitgenossenschaft, ThZ 68 (2012), 355-376.

konstitutives zu begreifen und zu gestalten. Und es ist mit Bedacht zu pflegen. Einseitigkeiten sowohl in die eine wie in die andere Richtung führen in die Irre. Die Studierstube der Pfarrerin ist eben auch Büro und Atelier und Seelsorgezimmer. Und die vom Konkordat verabschiedeten pastoralen Standards können nicht nur mit knappen theologischen Prolegomena versehen, sondern müssen theologisch durchdrungen und in Frage gestellt, durch die biblisch-christliche Tradition getränkt und irritiert sowie spirituell orientiert und radikal fokussiert werden.

Wer sich als Theologin oder Theologe kompetent in kirchlichen und gesellschaftlichen Feldern bewegen, in ihnen handeln und sich zu aktuellen Fragen äussern will, benötigt beides, eine akademische Bildung und eine pastorale Ausbildung. Er oder sie muss sich in beiden Welten bewegen können, sprachfähig sein und sich weiterbilden. Und die Verantwortlichen beider Seiten, der theologischen Bildung wie der pastoralen Ausbildung, müssen sich Irritationen und Kritik durch die jeweils andere Seite gefallen lassen und diese als produktiv, ja konstitutiv begreifen lernen.

Welches ist nun also das zielführende pastorale Leitbild für gegenwärtige theologische Bildungsprozesse, der *Rabbi* oder die *spirituelle Managerin*? Die Frage lässt sich nicht entscheiden. Zudem wäre das Dual zu erweitern um den *Flaneur*, den aufmerksamen Spaziergänger zwischen den Welten – ein Leitbild, für das Albrecht Grözingers Habitus und wissenschaftliches Werk in ausgezeichneter Weise stehen.¹⁴

Abstract

Die Zielkonflikte theologischer Bildung im Spannungsfeld von akademischem Studium und praktischer Ausbildung werden mit aktuellen und historischen Positionen ins Gespräch gebracht und am Beispiel des Berner Praktischen Semesters konkretisiert.

David Plüss, Bern

14 Vgl. dazu A. Portmann u. D. Plüss: Flanieren, Spazieren, Wandern – pedestrische Wahrnehmungsweisen, Reflexionen und Mentalitäten, in: D. Plüss / T. Walther / A. Portmann (Hg.): Im Auge des Flaneurs. Fundstücke zur religiösen Lebenskunst, Zürich 2009, 11-19.